

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 7

Rubrik: Briefe an die Herausgeber

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Briefe

an

die

Herausgeber

Sind das nicht vergangene Zeiten?

Lieber E.R.,

Uhren Artikel über den Herrn des Hauses habe ich, wie sicher alle Frauen, mit großem Interesse gelesen.

Nun aber möchte ich Sie fragen: Ist nicht das alles ein wenig übertrieben? Sind Sie sicher, daß es gar so schlimm steht? Daß ein Ehemann zu Filet und hausgemachten Nudeln seine Frau ins «Bolognese» einlädt, kommt sicher vor und ist lobenswert; aber sind nicht – ehrlich gesagt – die Zeiten vorüber, da der Herr des Hauses seine Gattin zur Erholung in ein Bad entsendet, unentwegt Spiegeleier neben die Pfanne schlägt und eigenwillige Entscheidungen trifft? Wir kennen sehr viele Ehepaare in unserem Alter, das heißt zwischen 20 und 30 Jahren. In der ganz überwiegenden Zahl der Fälle wird alles oder doch das meiste ganz selbstverständlich miteinander besprochen, Finanzielles und anderes, und die Mannen helfen nach Bedarf willig und geschickt im Haushalt mit.

Sie sehen, wir «Jungen» scheinen also den Anfängen gewehrt zu haben. Für Sie als Beobachter und für uns selber besteht somit die tröstliche Aussicht, daß bessere Zeiten im Anzug sind und daß uns Ehefrauen in Zukunft vielleicht doch alles andere von selbst zufallen wird.

Mit vielen Grüßen
Ihre E.G.-W. in G.

Professor Staiger, wir ändern —
und der Yogi

Lieber Herr Roth,

Hier die von Ihnen erbetene Niederschrift meiner Gedanken zur berühmt gewordenen Ansprache des Zürcher Professors für Literaturgeschichte Emil Staiger.

Die Ruhelosigkeit, die der Rede Staigers folgte, hatte auch mich ergriffen. Immer wieder suchte ich unter den vielen Worten, die im Ringen nach der richtigen Antwort gesprochen wurden, nach Klarheit. Um dann

stets wieder zu Staigers Rede zurückzukehren und auf ihre Zwischentöne hinzuhorchen. Worum ging es all den Männern letztlich?

Es ging da — so schien es mir — eigentlich nicht nur ums Schreiben, um Bücher allein. Es ging auch nicht um die Kunst — die Kunst des Schreibens in diesem Falle. Sondern um das Leben selber.

Und deshalb wohl hat Professor Staigers Rede so eingeschlagen. Jeder, der sich damit befaßte, mußte sich fragen: Wo stehe ich? Schau ich mehr zurück oder mehr vorwärts? Ferner: Wie werte ich die Literatur? Und damit: Welches ist mein Standpunkt dem Leben gegenüber?

Nach dem Wortkampf der «Titanen» zu beurteilen, sind diese suchenden Fragen recht schwer zu beantworten. Und nach den leidenschaftlichen Diskussionen, die es immer noch – so lange nach jener Rede – bei jedem Treffen Interessierter gibt, herrscht auch jedes Mal Unklarheit. Sogar jene Leute, die anfänglich genau zu wissen schienen, wie sie dachten, beginnen zu fragen: Wo ist die Grenzlinie zwischen Literatur und Schund heute eigentlich zu ziehen? Was ist noch erlaubt, und gibt es zu Recht Verbotenes? Verwirrt wird danach gefragt, was hilfreich sei und was gefährlich. Außerdem: Wer entscheidet?

Ich versuchte meinen eigenen Standpunkt zu formulieren. Es entstand ein Credo:

«Wer den Dichter in sich fühlt, muß, vom Dichterischen her gezwungen, ewige Themen suchen. Wo er sie findet, spielt keine Rolle.

Ein ewiges Thema ist: was alle Menschen in ihren tiefsten Tiefen angeht – auch wenn es ihnen nicht paßt.

Dichter ist, wer das ewige Thema – selbst wenn es aus der ‚Kloake‘ stammt – in edle Form zu bringen weiß, wenn er verdichten und außerdem das dichterische Bild und den dichterischen Vergleich schaffen kann.

Doch nicht jede Arbeit eines Dichters wird zum Juwel. Vielleicht ge-

lingt ihm nur das Auffinden des ewigen Themas, das er, bedrängt von dessen Gegenwartsproblematik, zu formen versucht. Sein Werk kann glänzend sein, gut oder mäßig – vielleicht ist es schwindelerregend couragiert angepackt und so neuartig, daß es unangenehm wirkt, möglicherweise abstoßend oder geradezu widerlich. Doch solche Arbeiten, die uns so viel angehen, sind spannungsgeladen. Man muß sich mit den Dingen auseinandersetzen – selbst wenn man sie lieber unangetastet liegen ließe.

Wer heute schreibt (oder sonst künstlerisch zu arbeiten versucht) muß die Bewußtwerdung suchen. Wir unterstehen dem unausweichbaren Gegenwartsgebot, in die unheimlichsten Tiefen der Menschenseele hinabsteigen zu müssen. Dort finden wir zwar auch das wohlbekannte Edle. Vor allem aber begegnen wir viel Erschreckendem, weil Unerkanntem. Das bisher nur Geahnte und Unbewußte führt uns auf Wege neuer Erkenntnis.

Homer, Aischylos, Shakespeare und andere Klassiker gehorchten ebenfalls Zeitgesetzen und lösten so Aufgaben ihrer Epoche.

Unsere Aufgabe aber – die Bewußtwerdung suchen zu müssen – führt uns über ganz andere Abgründe als das Suchen der Alten. Und das ist gefährlich.

Instinktsichere sind der Gefahr gegenüber geschützter. Sie erahnen die Gesinnung und den Ernst hinter dem Werk – denn Gesinnung und Ernst entscheiden vielleicht letzten Endes zwischen Hilfreichem und Schund – und sie können besser unterscheiden. Doch den Ungeformten, Schwachen, Ahnungslosen schützt keiner, selbst der besorgteste Kritiker nicht. Und eigentlich darf dieser ja auch keinen Schutzwall errichten. Letzten Endes hat immer noch die Zeit entschieden, was dem Leben wertvoll war und was nicht.

Der Schriftsteller – der Künstler – er geht so oft auf des Messers Schneide. Auf die Gefahr hin, daß das, was er uns vorlegt, gefährlich ist – oder auch lebensgefährlich –, sage ich



trotzdem: So wie er ist, so wie er schafft, brauchen wir ihn.»

Doch mit meinem Credo war ich auch nicht besser dran als jene, die ebenfalls ein Credo für oder gegen Staiger aufgestellt hatten.

«Es geht ja nicht um den Dichter, den Künstler», sagte ich mir. «Ist nicht der Dichter, der Künstler, ganz einfach die Summe aller Suchenden, aller Nichtkünstler? Ist nicht das Werk des Künstlers Manifestation des menschlichen Fühlens und Denkens aller? Was ist dem Dichter – dem Künstler – wichtig? Der Mensch – sein Leben.»

Und da – auf einmal – fiel mir der Yogi ein.

Der Yogi ist mein Freund. Er ist der indische Abt des Klosters auf dem Tigerhügel unweit von Darjeeling. Dort lebt er im Anblick des ewigen Himalayas wie zwischen Himmel und Erde und sucht Antworten auf die Fragen unserer Welt. Doch nicht bei sich. Seine Klugheit, sein eigenes Denken, seine Ueberlegungen schaltet er aus, sobald es um weltbewegende Fragen geht. Solche Antworten sucht er in der Versenkung. Und von dort her wird ihm die Antwort klar gegeben.

Zum Abt ging ich jeweils von Darjeeling aus, wenn ich die Fragen dieser Welt nicht mehr beantworten konnte. Wenn mich die Trostlosigkeit verzweifelter Menschen auf der Suche nach gültigen Antworten beunruhigte, wenn mir die Wege durch die Leiden und Freuden der Welt sinnlos schienen, dann besuchte ich stets meinen Freund auf dem Tigerhügel.

Das Gespräch, das mir jetzt einfiel, ging um Literatur und Dichtkunst – um den Sinn des Schreibens.

Abt Dschungen saß in der Lotusstellung. Draußen, vor den Klosterfenstern, flatterten im Blau der Bergluft die weißen Gebetsfahnen vor der Himalayakette. Er sprach:

«Du quälst dich. Du mußt so viel fragen, so viel suchen. Du meinst, du habest dich verirrt. Quäle dich nicht. Alles ist, wie es sein muß:

Wir leben, um durch unsere geistige und körperliche Tätigkeit neue Kräfte hervorzubringen.

So wie wir im Laufe der Zeiten immer wiedergeboren werden und erneut den Tod erleiden müssen, geht es auch in jedem Einzelleben: In unserem Erdenleben folgen sich unaufhörlich Tod und Wiedergeburten, erleben wir wieder und wieder Freude und Leid, Verzweiflung und neue Erkenntnis – und können so schon im Verlauf einer Erdenspanne stets neue Stufen auf dem Weg zur Vollkommenheit erklimmen.

Doch das Gebot dabei ist: Wer sich vom Leben rein halten will und ihm ausweicht, gerät nur umso tiefer in seinen Sumpf. Denn sieh, der Mensch ist in den Staub hineingeboren. In diesem Staube muß er sich wälzen. Doch danach kann es geschehen, daß er auf einmal Unreines in Reines zu verwandeln vermag. Und aus Staub wird glänzender Goldsand.

Zuletzt wirst du aus Staub Gestirne formen.»

Der Abt schloß seine Augen. Als er mich wieder ansah, führte er abschiednehmend seine wie zum Gebet gefalteten Hände vor die Stirne:

«So geh denn jetzt und erlebe das Leben, wie es kommt. Und fürchte dich nicht mehr.

Die Gegenwart ist des Menschen Leiter, auf der er emporsteigt.»

Das eben, scheint mir, gilt auch für die Literatur.

Mit freundlichem Gruß,
Margit Gantenbein

Einsatz von Schweizern im Ausland

Lieber Herr Roth,

Uch möchte Ihnen gratulieren zu Ihren Ausführungen in der Februar-Nummer gegen eine Beteiligung der Schweiz als Blauhelme an der Uno-Friedenstruppe.

Es liegen auch einige wenige Erfahrungen eines offiziellen Einsatzes von Schweizern im Ausland vor. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden

Angehörige unserer Armee zum Schutz schweizerischer Güterzüge und Gütertransporte in den Nachbarstaaten eingesetzt. Das schuf, nachdem deren Regierungen zugestimmt hatten, keine Probleme. Es war ein Schutz schweizerischen Eigentums gegen die Banden, die sich damals im Gebiet der zusammengebrochenen Mittelmächte bewaffnet herumtrieben. Schon da hätten allerdings Komplikationen eintreten können, wenn es zu Kampfhandlungen gekommen wäre.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Schweizern zur Katastrophenhilfe auf österreichischem Gebiet beim bündnerischen Samnaun eingesetzt. Das verlief noch relativ gut. Immerhin mahnten sogar die Erfahrungen dieses Einsatzes zu einer gewissen Vorsicht. Das dürfte mit ein Grund gewesen sein, weshalb die Schweiz nach der Überschwemmungskatastrophe vom 4. November 1966 in Florenz und Umgebung keine Uniformierten zu Hilfe schickte. Wie angebracht diese Vorsicht war, zeigen die von Daniel Roth erwähnten Zwischenfälle beim Einsatz amerikanischer Soldaten und das Abblasen eines ähnlichen Einsatzes von Engländern und Deutschen. Die diskrete Entsendung von zwölf Schlamm-saugern mit Bedienungsmannschaften aus der Schweiz und einige weitere Hilfsmaßnahmen waren viel nützlicher und haben unserem Land wirkliche Sympathien eingebracht.

Die komischste Erfahrung mit einem «Armee-Einsatz» im Ausland machte unser Land im Rahmen seiner Beteiligung an der Uno-Aktion im Kongo. Es stellte nämlich auch einen Offizier, welcher an der Instruktion der Truppen des damaligen Ministerpräsidenten Lumumba mitwirken sollte. Diese Tatsache war damals im Offiziers-Communiqué des Bundesrates mitgeteilt worden. Merkwürdigerweise befaßte sich aber die Öffentlichkeit nicht mehr mit dem, was aus dieser «militärischen Hilfe» wurde.

Dafür wurde ein Instruktions-Offizier im Rang eines Regimentskommandanten ausgewählt, der meines



Wissens über keinerlei entsprechende Afrika-Erfahrung verfügte. Da die Zeit in der Schweiz zu kurz war für das Abwarten der Impfreaktion, stellte sich diese prompt im damaligen Leopoldville ein. Der Schweizer Oberst lief dann dort mit hohem Fieber herum. Die fremde Umgebung, der politische Wirrwarr, der in der Hauptstadt des Kongos herrschte, die Schwierigkeiten, sich im Durcheinander der eilends zusammengestellten Uno-Verwaltung und der aus verschiedensten Stämmen bestehenden schwarzen Truppe zurechtzufinden, das ungewohnte subtropische Klima und eben die Wirkung der Impfung – all das wirkte zusammen.

Unser Landsmann konnte sich unmöglich zurechtfinden, wartete tagelang in einem Café darauf, bei der Uno vorsprechen zu dürfen, um klare Instruktionen zu erhalten. Schließlich wurde er von irgendeiner Instanz der Welt-Organisation in ein Flugzeug beordert, mit dem er den Rückweg in die Schweiz antrat. Vielleicht ist es anekdotische Ausschmückung, daß er, wie man sich in Bern erzählte, ohne Hut und Handschuhe in Bern eingetroffen sei – jedenfalls hatte er nicht einmal mehr Zeit, alle seine Effekten mitzunehmen.

Den Ausgang dieses ersten schweizerischen Blauhelm-Abenteuers möchte ich indessen als glücklich bezeichnen. Der Betreffende selber soll daraufhin eine reichlich verdiente gute Stelle bei der Privatindustrie angetreten haben. Er kann ja nichts dafür, daß man ihn so unsinnig eingesetzt hat. Die Schweiz ist andererseits dank der Tatsache, daß er dort unten nie auf eigene Faust aktiv geworden ist, um die Blamage herumgekommen, als Ausbildnerin von Truppen für das Chaos im Kongo mitverantwortlich zu werden. Hoffen wir, daß dieser erste schweizerische Blauhelm-Einsatz auch der letzte bleiben wird!

Umgekehrt waren die übrigen Hilfsmaßnahmen, welche die Schweiz damals für den Kongo leistete, sehr nützlich: so die Transportflüge, die wir vor allem mit Lebensmitteln und

Medikamenten unternahmen, ferner die Unterstützung der zivilen Aktion der Uno durch die Entsendung von Experten auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung und von PTT-Beamten, von Ärzten und Krankenschwestern. Ein Schweizer sanierte, wie das Bundesrat Spühler auch in seiner Blauhelm-Rede erwähnte, die kongolesische Staatsbank, und seit über fünf Jahren stehen auch heute noch Schweizer als Leiter und Mitarbeiter im Kitambo-Spital bei Kinshasa in aufopferndem Einsatz.

Es ist schwer zu verstehen, daß unser Politisches Departement, das ja den Wert unserer zivilen Hilfen immer wieder betont, gleichzeitig zeitweise das Gefühl hatte, wir müßten auch beim bewaffneten Einsatz mitmachen. Bleiben wir bei unseren Leisten!

Mit freundlichem Gruß,
L. H. in H.

Pro und contra Neugestaltung

Mit Freude haben wir den Schweizer Spiegel im neuen Kleid begrüßt, nachdem er uns schon Jahre vorher ein lieber monatlicher Gast geworden war.

L. R.-W. in M.

Die Reklame hat zugenommen (noch nicht, Red.), was wohl eine wirtschaftliche Frage darstellt. – Das Bild vom Schlachthaus sende ich zurück, nicht gewillt, diese Aufnahme meinen Kindern und weiteren Lesern zuzumuten. – Nehmen Sie das als positive Kritik. Wir schätzen Ihre Zeitschrift und sind glücklich, daß wir nicht auf gewisse Illustrierte angewiesen sind.

E. St. in R.

Inseraten gegenüber bin ich aufgeschlossen. Sie erleichtern mir das Einkaufen, gestatten oft eine Vorwahl, sie orientieren. Aber warum nicht am Anfang oder am Schluß? – Das glatte Papier – war es nicht viel ansprechender? Einzig zur hübschen Schrift möchte ich gratulieren – meine Liebe

aber gehört dem alten Schweizer Spiegel mit seinen vergnüglichen Titelblättern. Warum etwas Gutes noch besser machen wollen? Mit freundlichen Grüßen und vielen Wünschen zu guter Besserung
E. K.-Ae. in K.

Daniel Roth schreibt in der März-Nummer, die Artikel würden immer auf der nächsten Textseite fortgesetzt. Leider ist das im gleichen Heft einmal nicht der Fall. Ist das neue Papier nicht billiger? (Nein, Red.) Seine rauhere Beschaffenheit paßt freilich gut zum Schweizer Spiegel. O. P. in F.

Da mußte ich – lächeln: Was hat der Offiziersgrad mit der Qualifikation als Redaktor zu schaffen? (Februar-Nummer, S. 46.) Bei einem Regierungsrats-Kandidaten ist das sicher nicht ganz belanglos. Aber bei «Kulturträgern»? Für einen Grafiker scheinen die Hürden weniger hoch zu sein. Ihr Heiri Steiner ist offenbar nur Füssel, was natürlich nicht den gleichen Glorienschein hergibt, wie er nun über den redaktionellen Häuptern schwebt. Man kann es drehen, wie man will – auf jeden Fall bleibt am Schluß ein verhaltenes Lächeln. Nüt für unguet und freundlichen Gruß
O. M. in Z.

Ich habe an Dir immer, schon als junges Mädchen, Gefallen gefunden. Du bist mir in zwanzig Jahren nie verleidet. Aber ich freue mich nun über Dein verändertes Aussehen. Denn wie ich den redaktionellen Äußerungen entnehme, bleibt die geistige Haltung die gleiche. Und solange diese als Erbe der Gründer hochgehalten wird, darfst Du, lieber Schweizer Spiegel, immer nach einer gewissen Zeit ein neues Kleid anziehen. Deine erfreuliche Wertschätzung des Berufs der Hausfrau – wir Nur-Hausfrauen brauchen Sie, wenn wir angesichts der Leistungen von Mitschwestern auf den verschiedensten Gebieten von Minderwertigkeitsgefühlen angenagt werden. Ich gratuliere allen Mitgestaltern recht herzlich zur vorzüglich gelungenen Erneuerung. D. W. in R.

Sonderheft Engadin

der «Wasser- und Energiewirtschaft» Juni/Juli 1967
Verantwortliche Redaktion: G. A. Töndury, dipl. Ing. ETH

Verlag: Schweizer Spiegel Verlag Zürich

Der Schweizerische Wasserwirtschaftsverband führt seine diesjährige Hauptversammlung vom 29. Juni bis 1. Juli im Engadin durch. Zu diesem Anlass erscheint ein reich illustriertes Sonderheft «Engadin» der Verbandszeitschrift «Wasser- und Energiewirtschaft / Cours d'eau et énergie».

Neben kulturellen und geschichtlichen Belangen sowie solchen des Natur- und Heimatschutzes umfasst dieses Sonderheft besonders aktuelle Probleme der vielfältigen Wasserwirtschaft und der zum Wohle der Allgemeinheit so notwendigen Orts- und Regionalplanung. Wir möchten daher diesem Heft eine möglichst grosse Verbreitung geben und freuen uns, wenn vom günstigen Subskriptionsangebot bis spätestens 7. Mai 1967 Gebrauch gemacht wird.

Inhaltsverzeichnis

- 1 Vorwort des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes
- 2 Geleitwort in deutscher und romanischer Sprache (Kreispräsidenten des Ober- und Unterengadins)
- 3 Niederschlags- und Abflussverhältnisse (E. Walser / Eidg. Amt für Wasserwirtschaft, Bern)
- 4 Temperaturen, Gletscherbewegungen und Firnbildung (Dr. G. Gensler / Meteorologische Zentralanstalt, Zürich)
- 5 Hochwasserschutz (Chr. Bischoff / Kantonales Tiefbauamt, Chur)
- 6 Wasserkraftnutzung
 - 6.1 Beginn der Wasserkraftnutzung (G. A. Töndury, Baden)
 - 6.2 Geschichtlicher Rückblick auf die Entstehung der Engadiner Kraftwerke (M. Philippin, Zollikon)
 - 6.3 Die in Ausführung stehende Kraftwerkgruppe der Engadiner Kraftwerke AG/EKW (Ingenieurgemeinschaft EKW)
- 7 Orts- und Regionalplanung unter besonderer Berücksichtigung der Wasserversorgung und des Gewässerschutzes (P. Steiger / Architekturbüro Dr. R. Steiger, Zürich)
- 8 Von den Heilwassern im Engadin (Dr. N. Biert, Zürich)
- 9 Geschichte, Sprache und Kultur; Emigration in früheren Jahrhunderten (J. C. Arquint, Chur)
- 10 Schulwesen (Dr. A. Nadig, Zuoz)
- 11 Typische Baukultur (Arch. J. U. Könz, Guarda)
- 12 Natur- und Heimatschutz (W. Zeller, Zürich)
- 13 Volkswirtschaftliche Entwicklung (Chr. Walther, Zürich)

Dazu

- Romanisches Gedicht (Dr. A. Peer, Winterthur)
- Zusätzliche, zum Teil mehrfarbige Illustrationen ausserhalb des Textes

Gesamtumfang: zirka 80—100 Druckseiten, reich illustriert und 2 Faltblätter mit mehrfarbigen Plänen. Preis nach Erscheinen Fr. 15.— Subskriptionspreis bis 7. Mai 1967: Fr. 9.50.

Lieferung des Heftes ab Juli 1967

Hier ausschneiden

Subskriptions- Bestellung

(gültig bis 7. Mai 1967)

Der Unterzeichnete bestellt

Expl. Sonderheft «Engadin» WEW 6/7 1967 zum Subskriptionspreis von Fr. 9.50 pro Exemplar (Einzel-Verkaufspreis nach Erscheinen Fr. 15.—)

Datum

Genauere Adresse (Maschinen- oder Blockschrift):

für Sonderheft

«Engadin»

der Zeitschrift

«Wasser- und Energiewirtschaft
Cours d'eau et énergie» (WEW)

Zu richten an: Schweizerischer Wasserwirtschaftsverband, Rütistrasse 3A,
5400 Baden (bis spätestens 7. Mai 1967)

**Zum Frühlingsanfang
das neue Buch
von Alois Carigiet**

Birnbaum Birke Berberitze

**Eine Geschichte
aus den
Bündnerbergen**



In der reichen Ausstattung von
Schellen-Ursli, Flurina, Der große Schnee
und Zottel, Zick und Zwerg.
16 mehrfarbige Bilder Fr. 15.90

Der große Schweizer Künstler führt uns
in diesem Werk durch die Jahreszeiten
zu den Ereignissen im Reich der Natur.
Zwei Kinder begleiten ihn dabei. Sie
erleben Schweres und Glückbringendes,
Niedergang und Rettung. – Ein Buch
von unwiderstehlicher Symbolkraft.

Schweizer Spiegel Verlag Zürich
